Nummer 74. XX. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Dienstag, 10. Februar 1891.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Zur Reform der Personentarife.

(Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.)

Da auf den Ruf nach einer gründlichen Reform der Personentarife hin und wieder der Gegenruf ertönt, eine Reform der Gütertarife sei viel dringender, so sei es mir gestattet, endlich einmal an der Hand der letzten amtlichen Eisenbahnstatistik den schlagenden mathematischen Beweis zu führen, daß unsere jetzigen Personentarife unerhört hoch sind im Verhältniß zu den Gütertarifen.

Vorangehen aber muß ein Wort der vergleichenden Betrachtung über die Selbstkosten des Personenverkehrs und des Güterverkehrs. Eine genaue Berechnung der Selbstkosten ist natürlich unmöglich, weil man nicht die Kosten für jede der beiden Transportgattungen, die ja größtentheils von demselben Personal und mit denselben Einrichtungen befördert werden, auseinanderhalten kann. Bedenkt man aber, welche ungeheueren Terrains für die Güterbahnhöfe nöthig sind — im Vergleich mit den Personenbahnhöfen, — welche Menge Personal für die todten Güter, so begreift man von vornherein, daß die Beförderung von Personen billiger zu stehen kommen muß, als die von Gütern. Denen, welche geneigt sind, diese Wahrheit zu bestreiten, namentlich den sogenannten „Fachleuten", möchte ich einen entscheidenden Ausspruch des größten Fachmanns auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens, Robert Stephensons, ins Gedächtniß rufen. Ich denke, unsere heutigen höheren „Fachleute", früher fast sämmtlich juristische Assessoren, werden zugestehen, daß Robert Stephenson sozusagen auch ein Urtheil über Eisenbahnfragen hatte! Auf einer Versammlung der englischen Ingenieure (1856) sagte er wörtlich: „Nichts ist so vortheilhaft wie der Transport von Personen, weil nichts so billig transportirt wird. Der Güterverkehr muß schon deshalb kostspieliger sein, weil die Güter ein- und ausgeladen, angenommen und abgeliefert werden müssen, während die Passagiere alles derartige selbst besorgen. Es sollten daher alle Eisenbahnverwaltungen sich bemühen, dem Personenverkehr möglichst viele Erleichterungen zu gewähren, um ihn so viel wie möglich zu entwickeln und daraus eine möglichst große Einnahme zu ziehen."

Ich habe mir nun die Mühe gegeben, rechnerisch festzustellen, wie viel die deutschen Eisenbahnverwaltungen als Beförderungspreis für 1 Tonne „Mensch" und für 1 Tonne „Gut" auf die Entfernung von 1 Kilometer erheben. Da im Ganzen im Betriebsjahr 1888/89 geleistet worden sind 9,208,805,056 Personenkilometer und da die deutsche Eisenbahnstatistik jede Person einschließlich ihres Handgepäcks zu 75 Kilo rechnet, so ergeben sich rund 690½ Millionen Tonnenkilometer als Leistung in gesammten deutschen Personenverkehr.

Für jene 690½ Millionen Tonnenkilometer vereinnahmten die deutschen Eisenbahnen 1888/89 im Personenverkehr rund 310 Millionen Mark. Es kostete — oder brachte — also 1 Tonnenkilometer „Mensch" rund **45** Pfennig.

Dagegen wurden im Güterverkehr rund 20,230 Millionen Tonnenkilometer geleistet, für welche zusammen nur rund 810½ Millionen Mark erhoben wurden. Mithin beträgt der Fahrpreis oder die Einnahme für 1 Tonnenkilometer „Gut" nur 3,9 Pfennig gegenüber **45** Pfennig für „Mensch". Es ergiebt sich hieraus zugleich, daß am Personenverkehr ganz außerordentlich viel mehr verdient werden muß als am Güterverkehr.

Hiermit halte man Robert Stephensons Worte über das Selbstkostenverhältniß zwischen „Mensch" und „Gut" zusammen und beantworte sich dann selbst die Frage: welche Reform, d. h. welche Verbilligung ist mehr eine Forderung der Gerechtigkeit, die der Personentarife oder der Gütertarife?

Berlin. Eduard Engel.

---

* Die **Preßfehde des Erzkanzlers gegen den Reichskanzler** hat an Umfang und Hartnäckigkeit erheblich zugenommen, seitdem Fürst Bismarck wieder in Friedrichsruh weilt. Es giebt in der Politik Seiner Majestät während der letzten Wochen kaum einen wichtigeren Vorgang, den der „Entlassene" nicht in tendenziöser, gehässiger Weise hätte kommentiren lassen. Den besonderen Groll Bismarcks hat begreiflicher Weise der für General v. Caprivi so erfolgreiche Verlauf der Kolonialdebatte erregt. Die „Hamburger Nachrichten" und die „Münchener Allgemeine Ztg.", welch' letzteres Blatt sich gleichfalls zum Organ von Friedrichsruh entwickelt hat, veröffentlichten am Sonntag Artikel, welche, dem Sinne nach völlig identisch, eine Reihe der schwersten Angriffe gegen den Reichskanzler v. Caprivi richteten, und schließlich gegen die auswärtige Politik Deutschlands die Beschuldigung erhoben, daß sie eine wesentliche Basis der Friedenspolitik Deutschlands, nämlich das freundschaftliche und freundnachbarliche Einvernehmen mit Rußland, preisgegeben habe. Hierauf ist nun gestern in dem ehemaligen Bismarckschen Leibblatt, der „Nordd. Allg. Ztg.", ein Entrefilet erschienen, in welchem der Hintermann der „Hamb. Nachr." und der Münchener „Allg. Ztg." aufgefordert wird, für seine Unterstellungen Beweise beizubringen, Falls er nicht in den Verdacht gerathen wolle, daß er zum Zweck der Distreditirung der auswärtigen Politik Deutschlands auch vor willkürlichen Erfindungen nicht zurückschrecke. Dieses Entrefilet ist vom Wolffschen Büreau sehr ausgiebig telegraphisch verbreitet worden, sodaß die Vermuthung sich fühlich telegraphisch verbreitet worden, sodaß die Vermuthung sich führlich aufdrängt, es sei offiziöses Charakters. Wir lassen dies dahingestellt, meinen aber, daß wenn die Regierung sich der Anzapfungen des Schlosserhorn von Friedrichsruh wird wirksam erwehren wollen, sie es nicht länger mehr aufschieben darf, sich zu diesem Zwecke des geeignetsten Organs, des Reichsanzeigers, zu bedienen.

* Es wird jeden Menschenfreund mit freudiger Anerkennung erfüllen müssen, daß die Berathungen über die Bekämpfung des **Webereielends** eifrigst fortgesetzt werden. Am Sonnabend, den 7. Februar, trat auf Veranlassung des **Oberpräsidenten** von **Schlesien** in **Schweidnitz** eine Kommission, bestehend aus den Mitgliedern der Textilindustrie der Schweidnitzer Handelskammer, zusammen, um unter dem Vorsitz des Herrn Geheimen Kommerzienraths Websky die Nothstandslage der schlesischen Weber zu berathen. Außerdem wurden noch die Herren Fabrikbesitzer Wiesen (in Firma Websky, Hartmann und Wiesen in Wüstewaltersdorf), Dr. Kauffmann (in Firma Meyer Kauffmann in Breslau und Tannhausen), Fedor Beer (in Firma Beer u. Co. in Liegnitz) und Fritz Dierig (in Firma Christian Dierig in Langenbielau) zu dieser Berathung zugezogen. Es wurde, wie man dem „Liegnitzer Anzeiger" schreibt, allgemein anerkannt, daß ein chronischer, aber kein akuter Nothstand vorhanden sei, und wurden zur Hebung desselben die verschiedensten Maßregeln vorgeschlagen, nach deren wahrscheinlicher Durchführung der Hoffnung Raum gegeben werden kann, daß die Nothstandsverhältnisse ein- für allemal gehoben werden. — Von anderer Seite wird noch berichtet, daß am 4. d. unter dem Vorsitz des königlichen Landraths Freiherrn v. Rechenberg eine Versammlung von Vertretern des Kreises, Groß-Industriellen 2c. im Kreisständehause in Neurode stattfand. Seitens der Versammlung wurden folgende Vorschläge gemacht: 1) Es wurde die Beschaffung von Kohlen, Kartoffeln und Mehl in größerer Menge für zweckmäßig erachtet, welche Gegenstände zum Selbstkostenpreise an die Arbeiterbevölkerung abgegeben werden sollen. Zur Beschaffung dieser Gegenstände soll der Staat um ein zinsfreies Darlehen an den Kreiskommunalverband angegangen werden. Zur sofortigen Beschaffung aber soll die Kreisvertretung einstweilen Mittel zur Verfügung stellen. 2) Um die heranwachsende Generation, Kinder der Handweber, dem Handwerk oder der Landwirthschaft zuzuführen, wird die obligatorische Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in den Volksschulen empfohlen. 3) Der Staat soll ersucht werden, Prämiengelder zu bewilligen, um den Handwerksmeistern nach dreijähriger Lehrzeit für die aus Weberfamilien stammenden Lehrlinge Prämien zu 50 Mark, den Weberkindern beiderlei Geschlechts, welche drei Jahre lang in landwirthschaftlichen Diensten gestanden, 25 Mark Prämien zu gewähren. 4) Die königliche Regierung soll um Fortführung des Eisenbahnbaues von Langenbielau nach Neurode ersucht werden. Zur Belebung der Industrie wird die weitere Anlage guter Straßen im Kreise empfohlen und als nothwendig erachtet. 5) Sodann wird die Bildung von Berliner Weber-Genossenschaften mit Korporationsrechten in Vorschlag gebracht, welche mit einem vom Staate zu erbittenden zinsfreien Kapital ausgestattet, unter einem Kuratorium stehen und mit Lieferungen für die staatlichen Institute beschäftigt werden sollen. Die Regierung soll um Einschränkung der Weberei in Zuchthäusern ersucht werden. 6) Der Antrag des Bürgermeisters Majorke, die Regierung möge eine Verbilligung der Lebensmittel dadurch einführen, daß der armen Grenzbevölkerung gegen Legitimationskarten gestattet werde, größere Quantitäten Mehl aus Böhmen zollfrei für eigenen Gebrauch einführen zu dürfen, wurde abgelehnt. 7) Für wünschenswerth wurde erachtet, die Berufsweber in der Alters- und Invaliditätsversicherung versicherungspflichtig zu machen und in den Krankenhäusern Freibetten für arme Weber zu stiften.

* Zahlreiche berechtigte Klagen sind schon in der Presse laut geworden über die starke Vermehrung der **Arbeitslast der Stadt- und Gemeindebehörden** durch die Einrichtung der Invaliditäts- und Altersversicherung und der sonstigen Gesetze der letzten Jahre. Einer sehr treffenden Auslassung über diese Angelegenheit begegnen wir — so schreibt man uns aus Thüringen — in der dem Etat der meiningischen Industriestadt Sonneberg vom Magistrat beigegebenen Begründung. Es wird dort ausgeführt:

> „Endlich muß man sich innerhalb der Bürgerschaft darüber klar werden, daß es nothwendig ist, mit dem ganzen ihr zu Gebote stehenden Einfluß nachdrücklich auf eine Aenderung unserer Gesetze zu Gunsten der überlasteten Städte hinzuwirken. Im Artikel 48 des Gesetzes über das Gemeindewesen vom 11. März 1848 heißt es wörtlich, daß es als eine ungebührliche Bedrückung des größten Theiles der zahlungsfähigen Gemeindemitglieder zu betrachten sei, wenn bei einem Gemeindemitgliede angesonnene Jahresbeitrag zu den Gemeindelasten die Hälfte des Jahresbetrages der von ihm an den Staat zu entrichtenden direkten Steuern übersteigt. Im Gegensatz zu dieser Auffassung hat die neuere Gesetzgebung den Gemeinden Arbeiten und Leistungen der weitgehendsten Art zugewiesen, welche ihrer Natur nach vielmehr dem allgemeinen Staats- als dem unmittelbaren Gemeindezweck entsprechen, ohne daß bis jetzt an eine Entschädigung hierfür gedacht wird. Wir erwähnen nur die Arbeiten für das Militärwesen, für die Statistik, für die Staats- und Gerichtspolizei, für das Standesamt und für die ganze sozialpolitische Gesetzgebung der letzten acht Jahre. Es ist nur eine Forderung der Gerechtigkeit, daß der Staat für die Besorgung dieser umfangreichen Geschäfte den Gemeinden angemessene Zuschüsse zuweisen soll."

Die Berechtigung dieser Klage steht außer allem Zweifel, und eine Berücksichtigung derselben muß jetzt nach der neuen Belastung durch die Altersversicherung um so mehr erwartet werden.

Aus Süddeutschland, 9. Februar. In **Hessen** soll jetzt — man weiß kaum, aus welchem Grunde — eine besondere **Eisenbahnabtheilung** im Ministerium gebildet werden, obwohl der Regierung auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens kaum noch etwas zu thun übrig bleibt; es müßte denn trotz Allem und Allem der Plan noch nicht aufgegeben sein, die hessische Ludwigsbahn zu verstaatlichen. Da in der Kammer sehr viel Anhänger dieses Projektes sitzen — einige davon sollen Großaktionäre der Ludwigsbahn sein —, so werden wir uns nicht wundern, wenn diese den Strohhalm der neuen „Eisenbahnabtheilung" ergreifen, um ihr Projekt

---

Der neue Herr.

Schauspiel in sieben Vorgängen von **Ernst v. Wildenbruch.** Erst-Aufführung am Königlichen Schauspielhause.

Besprochen von

Otto Neumann-Hofer.

„Heisa, Juchheia! Dudeldumdei! Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!" Lärmen und Schwerterklirren und Büchsenschießen vier Stunden lang — Brandenburgisches Pathos und Berlinische Schnoddrigkeit — blitzende und donnernde Zwiegespräche empörter Kriegsknechte und wild tosende Massenszenen in buntestem Wechsel — und darüber die sicher, still und kraftvoll in sich ruhende Gestalt eines fürstlichen Heldenjünglings — das füllt die neue Haupt- und Staatsaktion Wildenbruchs, so sich der „Neue Herr" nennt.

Mit diesem Werke ist Wildenbruch auf der Bahn, die er mit den „Quitzows" eröffnete, ein gut Stück vorwärts gerückt. Das patriotische Pathos und die dialogisirte Geschichtsklitterung ersetzen die Charakterentwickelung und den dramatischen Aufbau. In dem früheren Werke kann der tragische Bruderzwist im Hause Quitzow noch allenfalls als Stamm und Mark des Baumes angesehen werden; nicht so mehr die Junkerrevolte Rochows in dem neuen Stück. Sie ist das einzige dramatisch-entwickelungsfähige Motiv des Werkes, aber sie ist zur Episode, wenn auch zur breitesten Episode, herabgedrückt. Bild reiht sich an Bild, jedes ein Ganzes für sich, und alle zusammengehalten von der Figur des jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der sein verarmtes, verwüstetes, zerrtetenes Land, als zwanzigjähriger Jüngling, aus den Händen eines verrätherischen Ministers und einer verwilderten Soldateska empfängt.

Herrn von Wildenbruchs Absicht scheint es gewesen zu sein, zu zeigen, wie man mit bewußtem Verzicht auf dichterische Mittel durch einen drommetenhaften Appell an die patriotischen Gefühle der Zuschauer und durch nie rastenden Lärm auf der Bühne einen Erfolg erzielen könne, dessen ein Dichterwerk nimmer fähig ist. Die Absicht ist vollkommen erreicht. Das Publikum schwelgte mit den Figuren des Verfassers in erhebenden vaterländischen Erinnerungen, und die staatsbürgerlichen Tugenden, die ihm mit Donnerstimme gepredigt wurden, die Liebe zum heimischen Boden, der Beruf der Landeskinder, das Vaterland, das heilige Vaterland zu vertheidigen, die Mission des hohenzollernschen Herrscherhauses, Väter und Fürsten allen Unterthanen zu sein, den Soldaten nicht mehr als den friedlichen Bürgern, welche der kurzsichtige und rohe Junkerübermuth das „Bürger- und Bauerngezücht" nennt, — das alles, und nicht zu vergessen, das sehr begreifliche Interesse des Kaisers für dieses Werk, und die Anwesenheit der kaiserlichen Familie, des Reichskanzlers und fast des gesammten Hofstaates im Theater, brachte den Enthusiasmus des Publikums auf einen Höhegrad, wie ich ihn noch nicht glaube bisher vernommen zu haben.

Und warum auch nicht? Was da bejubelt wurde, war allerdings kein Kunstwerk, keine literarische Leistung, aber es war etwas, das immer die Gemüther der Menge packen wird. Es war die leidenschaftliche Antheilnahme an der eigenen Vergangenheit, an der Grundlage unseres staatlichen Daseins und eine wilde Verherrlichung des durchgreifenden Willens, eine Dramatisirung des sic volo, sic jubeo. Leidenschaft, Vaterlandsgefühl und Willensorgien werden in einer kraftvollen Rasse stets ein brausendes Echo finden, und das ist nicht gerade zu bedauern. Jene Eigenschaften greifen so sehr an die Wurzel des nationalen Wesens, daß, wo sie geweckt wurden, sie überall, bei uns wie, bei den Engländern, Spaniern und Franzosen, wie selbst bei den Griechen, die Gemüther entzündeten und den Mangel feinerer dichterischer Eigenschaften vergessen ließen. Ich betrachte es als einen großen Fortschritt und einen unermeßlichen Vorzug Wildenbruchs vor denen, die mit ihm auf gleichem literaturgeschichtlichen Blatte stehen, vor den Herrig und den Volksfestspielbarden, daß er nicht die Hohenstaufen, sondern die Hohenzollern auf die Bühne bringt, und daß er sie nicht mit einer sentimental angehauchten Suada behandelt, sondern mit einer blind hinstürmenden Leidenschaft. Wildenbruch hat die Hurrah-Dramatik auf heimischen, festen Boden gestellt. Warum sollte man sich darüber nicht freuen?

Allerdings ist es nöthig, die Grenzen abzustecken und Verwechslungen vorzubeugen. Literatur ist das nicht mehr, was Wildenbruch im „Neuen Herrn" gegeben hat. Es ist ebenso wenig Literatur auf der Bühne, wie Ebers und Dahn Literatur im Roman sind. Wenn uns Wildenbruchs Geschichtsklitterung näher geht, als die der Egyptologen und Germanisten, so liegt das daran, daß uns sein Stoffgebiet innerlichst interessirt, und daß seine Leidenschaftlichkeit in uns immer die Ahnung einer dichterischen Kraft wach erhält. Wildenbruchs Großer Kurfürst ist ebenso wenig menschlich beseelt, wie der Kanzler Schwarzenberg, den er stürzt, und die brandenburgischen Obersten, denen er Raison beibringt. Keiner von ihnen ist eine eigene Individualität mit eigenem Leben. Alle sprechen die Sprache eines geschichtskundigen Mannes, der leidenschaftlich Partei für und wider ergreift, die Sprache Wildenbruchs: alle sind roh und kühn aus grobem Material geschnitzte Figuren, die ein in gewaltsamer überhitzter Sprache dialogisirtes Geschichtskapitel erzählen oder vielmehr schreien. Nie und nirgends tritt uns der Versuch entgegen, die Personen zu charakterisiren, uns ihr Wesen zu enthüllen; was sie sprechen, ist das, was sie niemals selbst gesagt und gedacht haben und gedacht haben können, sondern das was wir, zwei und ein halb Jahrhundert später, von ihnen sagen würden, wenn wir über die leidenschaftliche Diktion Wildenbruchs verfügten.

In dieser leidenschaftlichen Diktion steckt das letzte Restchen Dichter, dem Wildenbruch an seinem neuesten Werk mitzuarbeiten erlaubte; in der virtuosen Bewegung der ungeheuren Massen mit ihrem ohrbetäubenden Lärm, die alle „Vorgänge", außer dem ersten, füllen, offenbart sich uns der souveräne Beherrscher der theatralischen Technik und der dramatischen Knalleffekte. Diese beiden Ingredienzien des Künstlers und Kunsthandwerkers genügen, um der patriotischen Hurrahtrommdie für die breiteren Massen das Fade und Langweilige zu benehmen. Herrig, der weder den Ausdruck der Leidenschaft, noch die dramatische Schlagkraft besitzt, ödet mit seinen vaterländischen Festspielen uns an. Daß der Mangel höherer dichterischer Eigenschaften vergessen wird, wenn anders geartete, tief im Herzen wurzelnde Gefühle mit Kraft und Leidenschaft aufgeweckt werden, ist eine alte Erfahrung; solche Gefühle sind die Heimathsgefühle. In der Sprache des Dichters pflanzen sie sich in die fernste Zukunft fort; in der Sprache des Volksfestbarden zwar verklingen sie, die Literaturgeschichte ignorirt sie, aber auf die Gegenwart verstehen sie ihre Wirkung nicht.

Hätten wir eine große Literatur, so könnten wir den „Neuen Herrn" als ein Musterbeispiel des patriotischen Volksstückes mit Freuden begrüßen. Er gehörte dann freilich nicht in das vornehmste Theater der Hauptstadt, sondern auf eine große, reich dotirte Volks-